

Leseprobe aus:

Misha Anouk

Goodbye, Jehova!



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

Misha Anouk
Goodbye,
Jehova!

Wie ich die
bekannteste Sekte
der Welt
verließ

Originalausgabe

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,
Reinbek bei Hamburg, November 2014

Copyright © 2014 by Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg

Umschlaggestaltung ZERO Werbeagentur, München

Umschlagfoto Getty Images/Tom Merton

Satz aus der Proforma PostScript (InDesign)

Gesamtherstellung CPI books GmbH, Leck, Germany

ISBN 978 3 499 62891 7

Für Lamm

Dieses Buch beruht auf wahren Begebenheiten

Ich war von meiner Geburt im Jahre 1981 bis zu meinem Ausschluss 2003 ein Mitglied der Zeugen Jehovas. Aus dieser Zeit berichte ich in diesem Buch anhand von persönlichen Erfahrungen, Eindrücken und Beobachtungen. Schreibe ich über die Bibel und Gott, beziehe ich mich ausschließlich auf die Auslegung und Wahrnehmung der Zeugen Jehovas. Wo es mir möglich ist, nehme ich auf aktuelle Entwicklungen in der Organisation der Zeugen Jehovas Bezug. Zitate, die ich mit *WTG* gekennzeichnet habe, sind Publikationen der Wachturm-Gesellschaft, dem Verlag der Zeugen Jehovas, entnommen. Ich habe die Namen und Eigenschaften einzelner Protagonisten geändert, um Persönlichkeitsrechte zu wahren.

Ansonsten ist alles ziemlich genau so passiert.

«It's hard to dance with a devil on your back.»

– **Florence and The Machine** –

Inhalt

Prolog

13

Kapitel 1

Ich 25

Kapitel 2

Vier Wahrheiten über die Zeugen Jehovas.

Und eine Lüge. 57

Kapitel 3

Im Hamsterrad der «Paradies GmbH» 121

Kapitel 4

Jehova schaut zu 171

Kapitel 5

Das System Wachturm, Teil 1 211

Kapitel 6

Das System Wachturm, Teil 2 259

Kapitel 7

Eine Jugend mit Jehova 309

Kapitel 8

Ist in einer Beziehung mit Jehova,
und es ist kompliziert 373

Kapitel 9

Goodbye, Jehova! 427

Kapitel 10

Der Exorzismus des Misha Anouk 459

Epilog

499

Dank

501

Quellen

503

Prolog

Ich erzähle dir mal, wie das so läuft.

Es ist Samstag. Es klingelt an deiner Tür. Du wachst auf. Oder du bist schon wach, und es klingelt genau in dem Moment, in dem du dir dein Nutellabrot in den Mund schieben möchtest, auf das du dich freust, seit du zum ersten Mal auf die Schlummertaste gehauen hast. Oder es klingelt und du wirst beim Rasenmähen unterbrochen. Oder beim Duschen. Und du hetzt im Bademantel und nass tropfend zur Tür, weil es wichtig sein könnte. Ein Paket, vielleicht, oder deine Frau oder dein Mann, die vom Einkaufen zurückkommen und die Schlüssel vergessen haben. Es könnte wichtig sein, denkst du, und: Wehe, das sind die Zeugen Jehovas.

Natürlich sind es die Zeugen Jehovas.

Freundlich lächelnde Zeugen Jehovas.

Guten Morgen.

Aus Datenschutzgründen hast du keinen Namen. Du bist eine Hausnummer auf einem kleinen A6-Formular, das gemeinsam mit einer nummerierten Karte deines Wohnviertels in einer Klarsichtfolie in der Tasche deiner Besucher aufbewahrt wird. Nachdem du die Tür geschlossen hast, wird hinter deiner Hausnummer ein Code notiert: M oder W für dein Geschlecht, NH für «Nicht zu Hause», NI für «Nicht interessiert».

In den meisten Fällen steht ein Code neben deiner Hausnummer, der deinen Besucher oder die Vertretung an einen Rückbesuch bei dir erinnert.

Hinter der Hausnummer und dem Code ist noch Raum für Notizen. Hast du eine Zeitschrift angenommen? Hat man ein Fünkchen Interesse für das angesprochene Thema in dir wahrgenommen? Warst du freundlich, feindlich, indifferent? Gibt es einen ernsthaften Grund, weshalb man nicht wieder bei dir vorsprechen sollte? Hast du Kinder, einen Partner oder eine Partnerin, ein großes Haus, wirktest du gepflegt, unglücklich oder neugierig?

Aber so weit sind wir noch nicht. Noch stehen deine Besucher da, zwei freundlich lächelnde Menschen, die so aussehen, als würden sie in einem Film Zeugen Jehovas spielen. Einer der beiden Besucher spult den auswendig gelernten Gesprächseinstieg ab, während er dich und dein Zuhause durch den Türrahmen scannt. Am Schlüsselbrett hängt ein Diddl-Anhänger? Neben der Tür klebt eine *Ohne dich ist alles doof*-Postkarte? Dann werden dir mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit die tollen Bilder von Kindern gefallen, die mit Pandas im Paradies spielen.

Einer der beiden Besucher redet mit dir, der andere lächelt freundlich. Er wird mit unwiderstehlichen Schlagworten um sich werfen, als spiele er Malen nach Zahlen auf einem Bullshit-Bingo-Zettel, ein Best Of der kleinsten gemeinsamen Nenner der Menschheit, bis er mit einem ins Schwarze trifft. Irgendetwas, das eine Reaktion bei dir auslöst, ein Gefühl, eine Zustimmung, eine Erinnerung. Er ist ein geschulter Fluchthelfer aus der Realität. Er schleust dich an Gemeinplätze wie: «Würden

Sie nicht auch gern ewig leben?», «Fänden Sie es nicht schön, Ihre verstorbenen Liebsten wieder in die Arme schließen zu können?» oder «Würden Sie nicht auch gern wissen, warum Gott so viele schlimme Dinge zulässt?». Vertraute Gemeinplätze, die Widerspruch tautologisch beinahe unmöglich machen. Das einzig Exotische: Das bemerkenswert aufrichtige Lächeln der beiden. Du nickst. Wer würde das alles denn nicht wollen?! Der rhetorische Enkeltrick sozusagen. Nur, dass du es besser wissen müsstest, schließlich bist du noch keine 90 Jahre alt. Aber vielleicht weißt du es nicht besser. Und sie wissen beide, dass du es nicht besser weißt.

Während dieser ersten dreißig Sekunden erstellen deine Besucher ein ausführliches Profil von dir. Das geschieht ganz automatisch, sie sind schon lange dabei, sie haben ihre Perspektivenübernahme-Fähigkeit in vielen Stunden Predigtendienst verfeinert. Idealerweise bist du hilflos, verzweifelt, gläubig, aber von deiner Kirche enttäuscht, eher konservativ, in einer Ausnahmesituation, naiv, auf der Suche, verletzlich. Es ist einfacher, einen gläubigen Menschen zu bekehren als einen Atheisten. In den Vereinigten Staaten sind einer Studie zufolge ein gutes Drittel der Zeugen Jehovas ehemalige Protestanten, 27 Prozent waren vorher Katholiken.¹ Trifft keiner der Faktoren zu, ist das ärgerlich, aber kein Ausschlusskriterium. Jeder verdient es, gerettet zu werden. Manche Parameter erleichtern dem Besucher jedoch sein Vorhaben. Menschen, die einem gewissen Profil entsprechen, sind empfänglicher für die Rhetorik der Wachturm-Gesellschaft.

Es gibt nicht viele Gründe, warum man dich nicht noch mal besuchen sollte. Wenn du nicht ausdrücklich darauf bestehst,

von einem erneuten Besuch abzusehen, wird derjenige, der mit dir gesprochen hat, kein NI in deiner Zeile eintragen. Das NI ist ein inoffizielles Kürzel, es ist auf dem Formular noch nicht mal vorgesehen. Der Besucher ist darauf vorbereitet, dass du ihn schnell loswerden möchtest. Ein flapsiges «Ich habe keine Zeit», «Vielleicht ein anderes Mal» oder selbst ein «Kein Interesse, danke» deinerseits wird bloß als Abfallprodukt unserer schnelllebigen, stressigen Gesellschaft aufgefasst. Genau das ist womöglich der Aufhänger für den nächsten Besuch. Oder ein anderes Detail, das man in deiner Zeile notiert, eine Kleinigkeit, eine Beobachtung, eine Auffälligkeit.

Man wird es als Einstieg in das Folgegespräch nutzen, und du wirst dumm gucken, weil du keine Ahnung hast, wovon der Besucher redet. Du wirst den Besucher nicht sofort wiedererkennen, aber er wird sich an genug Details erinnern, um entsprechend vorbereitet eine Publikation im Gepäck zu haben, die zufälligerweise etwas mit der Kleinigkeit, der Beobachtung, der Auffälligkeit zu tun hat. Der Besucher wird dich auf dem falschen Fuß erwischen, und egal, was du sagst und wie du dich verhältst, er wird wieder eine Notiz anfertigen. Er wird wiederkommen. Vielleicht sagst du diesmal aber auch, dass du wirklich kein Interesse hast. Vielleicht hast du diesmal das seltene Glück und hinter deiner Hausnummer steht ein NI. Herzlichen Glückwunsch. Es dauert ein Jahr, bis die Zeugen Jehovas wieder an deiner Tür klingeln. Mit hoher Wahrscheinlichkeit wirst du niemals ein Zeuge Jehovas sein.²

Womöglich steht in der Notiz aber auch, dass du einen *Wachturm* entgegengenommen hast. Was man der Notiz nicht entnehmen kann: Das machtest du nur, um ihn abzuwimmeln, weil du vielleicht etwas überrumpelt worden bist, wie das bei Haustürgeschäften so häufig der Fall ist.

Mittlerweile nimmt dein Besucher das mit dem Datenschutz nicht mehr so ernst. Er hat konkrete Angaben zu deinem Namen, deinem geschätzten Alter, deinem vermuteten Familienstand und der Tageszeit, zu der er dich angetroffen hat, notiert. Vielleicht hast du ihm auch schon deine religiöse Zugehörigkeit mitgeteilt. Er hat gelernt, all diese Informationen für seine Zwecke einzusetzen.

Aber sei ihm nicht böse. Wie alle auf der untersten Ebene eines Schneeballsystems glaubt er an das, was er dir verkaufen möchte. Er glaubt, dass es dein Leben bereichern wird, so wie er überzeugt ist, dass es sein Leben bereichert hat. Er will dir *die Wahrheit* verkaufen. Den Schlüssel zum ewigen Leben. Dein Besucher ist ein eifriger Bibellehrer, ein *Verkündiger der Guten Botschaft*. Und er wird nicht aufgeben, jetzt erst recht nicht.

Der Preis? Nichts, was sich in Geld aufwiegen ließe. Die Wachturm-Gesellschaft ist nicht hinter deinem Vermögen her. Wir sind hier ja nicht bei Scientology. Du kannst jahrzehntelang Zeuge Jehovas sein, ohne auch nur einen Cent an die Organisation zu zahlen. Alles, was sie will, ist deine totale, hundertprozentige Loyalität. Es ist nicht teuer, ein Zeuge Jehovas zu sein. Die Höhe des Preises, den du bezahlst, bestimmst du selbst. Die Währung steht im Art. 2 Abs. 1 des Grundgesetzes. Die freie Entfaltung deiner Persönlichkeit. Vergiss die Hand-

lungsfreiheit, vergiss dein Grundrecht auf informationelle Selbstbestimmung. Man wird dir sagen, was du zu tun hast, man wird dir vorschreiben, was du zu sagen hast, man wird anordnen, wie du dich zu kleiden und zu benehmen hast. Und du wirst es tun, du wirst es gerne tun, denn du kannst dich nicht entsinnen, dass man es dir befohlen oder vorgeschrieben, gar verboten hätte. Du wirst überzeugt sein, dass es deine eigene Idee war, dein eigener Wunsch, deine eigene freiwillige Reaktion auf den vergemeinschaftlichten Imperativ, der die Sprache der Wachturm-Gesellschaft dominiert.

So weit sind wir aber noch lange nicht.

In den letzten Jahren hat der Besucher wichtige demographische Erkenntnisse über dein Wohnviertel gewonnen und in einem separaten Notizbuch detailliert aufgezeichnet. Er ist noch alte Schule; manche seiner jüngeren Zeugen-Jehovas-Kollegen nutzen bereits eine Smartphone-App.

Dummerweise hast du den *Wachturm* nicht gelesen, auf den er dich anspricht. Das ist nicht schlimm. Von seinen Besuchen bei deinen Nachbarn weiß er, dass es noch viele andere Themen gibt, die die Menschen in deinem Wohnviertel bewegen. Wie der Zufall es will, enthält der aktuelle *Wachturm* einen Artikel zu einem der Themen. Natürlich hat er ihn dabei. Du bist viel zu überrascht, um abzulehnen. Als er dich fragt, ob es in Ordnung wäre, wenn er die Zeitschriften regelmäßig in deinem Briefkasten hinterlässt, bist du einverstanden, weil du hoffst, dass er nicht mehr klingelt.

Er lobt deinen Vorgarten und deine Vorhänge und fragt, ob

dein Schnupfen besser geworden ist. Vielleicht erwähnt er, dass ihm aufgefallen ist, dass du beim letzten Mal ein Dortmund-Trikot trugst. Ihr unterhaltet euch fünf Minuten lang über das Revierderby. Beim Abschied sagt er noch, dass die Begleitzeitschrift des *Wachtturms*, das Magazin *Erwacht!*, einen wunderbaren Artikel enthält, der ganz bestimmt was für deine Teenagertöchter ist.

Er ist freundlich. Sein Interesse schmeichelt dir. Beim nächsten Mal lächelst du, wenn du die Tür aufmachst. Die Strategie des *Love-Bombings* geht auf. Du weißt nicht, dass man diese Strategie so nennt, aber tröste dich: Er auch nicht. Und er würde vehement widersprechen: Dass er dich mit Aufmerksamkeit, der Liebe Währung, überhäuft, ist aus seiner Sicht keine Strategie, keine Taktik. Er will dir aufrichtig zu einem One-Way-Ticket ins Paradies verhelfen.

Du bist keine Zeile mehr. Du bist eine ganze Seite in einem Notizbuch und du hast einen Namen. Du bist jetzt eine sogenannte «Zeitschriftenroute». Seine *Brüder* und *Schwestern*, wie sich getaufte Zeugen Jehovas in ihren Königreichssälen gegenseitig ansprechen, wissen von dir. Zwei hast du im Rahmen der Besuche sogar schon kennengelernt, er hatte sie mitgebracht. Sie lächelten dich an, wie man einen alten Bekannten anlächelt. Für die anderen bist du der Hauseigentümer aus dem Erfahrungsbericht, den dein Besucher in einer Zusammenkunft zum Besten gab. Zusammenkunft, so nennen die Zeugen Jehovas ihre Gottesdienste. Das weißt du auch schon. Was du nicht weißt: Er hat in der Zusammenkunft erzählt, wie er dein anfängliches Desinteresse überwand. Er erzählte von deinem BVB-Trikot. Die Zuhörer lachten und nickten. Der Diskussions-

leiter hob die Anekdote als «Best-Practice»-Beispiel dafür hervor, wie man im Predigtendienst das Eis brechen kann. Das weißt du nicht, aber wenn du es wüsstest, es würde nichts ändern. Du hast ja nichts zu verbergen, sagst du immer.

Ein paar Wochen, vielleicht drei Monate, hörst du nichts von ihm. Die Zeitschriften holst du aus dem Briefkasten. Statt im Altpapier landen sie auf dem Klo, weil du dem Artikel über die Verrohung der Gesellschaft zustimmst. Als er wieder vor der Tür steht, regnet es in Strömen. Er lächelt. Du bittest ihn auf einen Kaffee herein. Deine Frau ist im Urlaub oder bei den Schwiegereltern oder vielleicht sitzt sie auch neben dir. Er fragt, ob du Gelegenheit hattest, in die Zeitschriften hineinzuschauen. Du hattest. Bevor er geht, bedankt er sich für den Kaffee, fragt nach deinen Töchtern und lobt die Wohnzimmer Einrichtung. Er lässt dir einen Artikel über den BVB aus der *Sport Bild* da. Als er ihn las, hat er an dich denken müssen.

Du kennst seinen Namen, und du kennst seine Ehefrau und Kinder. Beim nächsten Mal, er war grad in der Nähe, heute trägt er keine Krawatte, sondern Polo Hemd und Jeans, bietet er dir ein kostenloses Heimbibelstudium an. Du nimmst an.

Du bekommst deine eigene Akte in Form eines Studienberichts, der mit deinem Namen und deiner Adresse und ausführlichen Details zu deinem Heimbibelstudium (Dauer, Häufigkeit, persönliche Angaben) von den Ältesten der örtlichen Versammlung archiviert wird. Jetzt bist du offiziell und namentlich von den Zeugen Jehovas erfasst. Insgesamt rund

3300 Stunden Predigtendienst werden benötigt, um einen einzigen Menschen zu bekehren. Das haben zwei US-Sozialwissenschaftler errechnet.³

Oder du lehnt ein Bibelstudium ab. Aber du bist damit einverstanden, weiterhin von ihm mit dem *Wachturm* und *Erwacht!* beliefert zu werden. Die Zeit, die er bei dir verbringt, und die Zeitschriften, die er dir hinterlässt, tauchen am Ende des Monats als Zahl in seinem Felddienstbericht auf, einem weiteren Formular, das er als Nachweis seiner Predigtstätigkeit an seine Ältesten weiterreicht. Diese Zahlen landen in Summe in der Akte, die über jedes einzelne Mitglied der Zeugen Jehovas angelegt wird. Die Daten werden zwecks Auswertung an die Dachorganisation der Zeugen Jehovas weitergereicht.

Es klingelt an der Tür. Das Gesicht ist ein anderes, aber das Lächeln ist dasselbe. Dein *Wachturm*-Lieferant ist umgezogen. Er ist der neue. Und ob es für dich in Ordnung sei, wenn er jetzt regelmäßig die Zeitschriften in deinem Briefkasten hinterlässt. Bevor er deine Wohnung betritt, weiß er bereits, wie dein Wohnzimmer aussieht, wie du mit Vornamen heißt, wie alt deine Töchter sind, wann du arbeitest, was deine Zukunftswünsche sind. Er weiß, dass du dir Sorgen wegen der Finanzkrise machst, dass dich die Situation in Nahen Osten beschäftigt und dass du mit dem Rauchen aufhören möchtest. Der Stift, mit dem er die Adresse des nächsten Königreichssaales auf der Rückseite des *Wachturms* notiert, ist aus dem Fanshop von Borussia Dortmund.

In seiner Schulertasche ist ein Notizbuch und eine Karte deines Wohnviertels.

Das ist deine Geschichte.

Also, das könnte deine Geschichte sein. Es ist nämlich so: Du hast die Wahl. Es ist deine Entscheidung.

Bei einer Umfrage gaben 96 Prozent der Menschen an, die Zeugen Jehovas zu kennen.⁴ Sie sind wahrscheinlich die bekannteste Sekte der Welt – aber sind sie das überhaupt: eine Sekte? Oder sind sie bloß missverständene «nette und friedliche Menschen», die laut *Spiegel Online* auf ihren Kongressen Fremden Lakritz und Apfelschnitze anbieten, Wolldecken um Frierende legen und den Alten die Stufen hochhelfen?⁵ Wie passt dieses harmlose Image zu der Behauptung, man verliere sein gesamtes soziales Umfeld, wenn man die Sekte der Zeugen Jehovas verlässt, wie es zum Beispiel in einem Porträt im Online-Angebot der *Zeit* nachzulesen war?⁶ Was ist diese ominöse *Blutfrage* der Zeugen Jehovas, über die Bestsellerautor Ian McEwan in einem Interview sagte, diese Praxis sei «pervers und menschenverachtend»?⁷ In welchem Zusammenhang stehen die Zeugen Jehovas zu dieser Wachturm-Gesellschaft? Wolltest du nicht schon immer wissen, was auf der anderen Seite deiner Tür passiert, nachdem du sie den Zeugen Jehovas vor der Nase zugeschlagen hast? Und überhaupt: Was ist von den Zeugen Jehovas zu halten? Nun, die letzte Frage kann und möchte ich dir nicht beantworten. Das musst du schon selbst herausfinden. Alles, was ich machen kann, ist, dir meine Version zu erzählen.

Erzähle ich in einem Gespräch, dass ich als Zeuge Jehovas aufgewachsen bin, wollen die meisten Zuhörer wissen, wie das denn so war. Dann erzähle ich, wie das so war. Dann wollen sie wissen, warum ich kein Zeuge Jehovas mehr bin. Dann er-

zähle ich ihnen, warum. Dazu muss ich immer etwas ausholen. Wenn ich fertig bin mit meiner Erzählung, fühlen sich die einen in den Vorurteilen, die sie gegenüber der Wachtturm-Organisation pflegen, bestätigt. Die anderen meinen, ich würde übertreiben. Das könne man sich irgendwie überhaupt gar nicht vorstellen. Das seien doch nette Menschen, die Zeugen Jehovas, die seien doch die «nette Sekte von nebenan». Man wohne neben, arbeite mit, kenne Zeugen Jehovas persönlich. Die seien harmlos, verglichen mit *anderen*.

Beide Standpunkte sind nachvollziehbar. Viele Vorurteile, die man mit dem Unternehmen namens Wachtturm verbindet, das die Ideologie der Zeugen Jehovas steuert und vertreibt, entsprechen im Kern den Tatsachen. Gleichzeitig sind die Mehrheit der Mitglieder der Zeugen Jehovas tatsächlich umgängliche, freundliche, verlässliche, äußerst angenehme Menschen. Menschen wie du und ich. Kennt man ein Mitglied einer Glaubensgemeinschaft persönlich, ist man dieser gegenüber in der Regel positiver eingestellt.⁸ Für mich ist und war die Frage jedoch nie, ob Zeugen Jehovas gute oder schlechte Menschen sind. Die Frage war immer nur, ob dieser Glaube für mich gut war.

Wie gesagt: Es fängt schon damit an, dass du eine Wahl hast. Die hatte ich nicht. Und das, das ist meine Geschichte.

Dazu muss ich etwas ausholen.

Natürlich hält mich die Polizei an. Es passt zu diesem Abend. Anscheinend habe ich eine rote Ampel übersehen. Ob ich getrunken habe, will der Beamte wissen. Schön wär's, sage ich. Ärger?, fragt der zweite Beamte grinsend. Wenn er wüsste, denke ich. Wenn er wüsste, sage ich. Und dann erzähle ich, was mir an diesem Abend noch bevorsteht. Ich erzähle ihnen meine Geschichte, in Kurzform. Sie hören mir zu, tauschen Blicke aus. Ich bekomme meinen Führerschein wieder. Sie belassen es bei einer Ermahnung. Ich mache den Schulterblick und fädele wieder ein in den Verkehr, der sich über die Ausfallstraße zieht. Über Ausfallstraßen habe ich einmal gelesen, dass sie in Stadtrandzonen nicht sonderlich einladende Eingangsbereiche einer Stadt prägen, die in der Wahrnehmung eines Besuchers eher als unattraktiv und vernachlässigt erscheinen. Für diese Straße in meiner Heimatstadt gilt das in jedem Fall. Nicht sonderlich einladend. Eine Straße wie dieser Abend.

Kapitel 1

Ich

Wie alles begann

Ich wurde 1981 auf Gibraltar in diese Welt hineingeworfen. Gibraltar ist eine Halbinsel an der Südspitze Spaniens, gehört aber zu Großbritannien. Gibraltar ist die Heimat der letzten freilebenden Affen Europas. Es gibt mehr als doppelt so viele Briefkastenfirmen wie Einwohner. Die Landebahn des Flughafens kreuzt die einzige Zufahrtstraße – wenn ein Flugzeug landet, müssen die Autos stehenbleiben. Eine großartige Insel. So stellt man sich das Taka-Tuka-Land vor.

Natürlich wird man nicht rein zufällig auf Gibraltar geboren. Niemand war *einfach so* auf Gibraltar, vor allem nicht in den Achtzigern. Die Spanier hatten die Grenze dichtgemacht, weil es ihnen nicht passte, dass dieser kleine Wurmfortsatz von Halbinsel den Briten gehört. Wollte man nach Gibraltar, musste man von Spanien aus erst mal auf die andere Seite des Mittelmeeres nach Marokko rüber, die Zollbeamten mit einem machen lassen, was die dortigen Zollbeamten eben mit einem machen, um danach wieder übers Mittelmeer nach Gibraltar hinüberzuschippern. Nicht gerade der übliche Sonntagsausflug. Niemand war einfach so aus Spaß auf Gibraltar. Entweder hatte man das Pech, dort geboren zu werden. Oder man wurde dorthin entsandt.

Meine Eltern befanden sich im Auftrag der Wachturm-

Gesellschaft als Missionare auf Gibraltar. Missionare sind Vollzeit-Verkündiger, wie die Bibellehrer genannt werden, die hauptberuflich den lieben langen Tag nichts anderes machen, als von Haus zu Haus zu gehen und die Lehren der Zeugen Jehovas zu verbreiten. Missionare werden von der Wachturm-Gesellschaft finanziell unterstützt, damit sie sich voll und ganz auf ihren Predigtendienst konzentrieren können.

Ich wurde also *in der Wahrheit* geboren, wie es bei uns hieß. *Die Wahrheit* ist ein Begriff, der von den Zeugen Jehovas synonym für vieles verwendet wird: Ist eine Person Mitglied der Zeugen Jehovas, so ist sie *in der Wahrheit*. Spricht jemand über die Lehren der Wachturm-Gesellschaft, redet er oder sie über *die Wahrheit*. Sind die Eltern bereits Zeugen Jehovas, wenn man das Licht der Welt erblickt, so wächst man *in der Wahrheit* auf. So wie ich.

Meine Großmutter väterlicherseits war Zeugin Jehovas, meine Großeltern mütterlicherseits waren beide Zeugen Jehovas. Mein Onkel und meine Tante arbeiten im *Bethel*, der klosterartigen Deutschland-Zentrale der Zeugen Jehovas in Selters/Taunus. Man kann sagen, dass meine Familie eine kleine Zeugen-Jehovas-Dynastie ist. Ich hatte alle Voraussetzungen für eine Bilderbuchkarriere bei den Zeugen Jehovas.



Mein Vater wurde kurz nach dem Zweiten Weltkrieg in London geboren. Er zog mit seinen Eltern nach Frankreich, der Heimat meines Großvaters. Im Teenageralter kam er das erste Mal über seine Mutter mit den Zeugen Jehovas in Berührung. Als Katholik aufgewachsen, wirkte dieser Glaube sehr anspre-

chend auf ihn. Also konvertierte er. Mit 17 Jahren floh er vor dem Militärdienst zu Freunden nach London, wo er Vollzeitpionier der Zeugen Jehovas wurde. Vollzeitpioniere sind wie Missionare. Nur, dass sie zusätzlich zum hauptberuflichen Predigt-dienst noch für ihren eigenen Unterhalt sorgen müssen. Mein Vater lebte von der Hand in den Mund. Im Winter stopfte er seine Sommerschuhe mit Zeitungspapier aus, weil er sich keine Stiefel leisten konnte. Anfang der siebziger Jahre bewarb er sich um einen Studienplatz in *Gilead*, der theologischen Hochschule der Wachturm-Gesellschaft in Brooklyn, New York, an der Studenten in einem sechsmonatigen Crashkurs auf eine Tätigkeit als weltweit eingesetzte Missionare vorbereitet wurden. Er wurde an der Schule aufgenommen und zog nach New York.

Meine Mutter wurde zwei Jahre nach meinem Vater in der fränkischen Provinz geboren. Ihre Eltern waren beide Zeugen Jehovas. Gemeinsam mit meinem Onkel wuchs sie *in der Wahrheit* auf. Nach ihrer Ausbildung zur Industriekauffrau stieg sie in den Vollzeitpionierdienst ein. Anfang der siebziger Jahre bewarb sie sich ebenfalls um einen Studienplatz in *Gilead*. Sie wurde angenommen und zog nach New York.

Dort lernte sie meinen Vater kennen.

Mein Vater machte meiner Mutter vor Beendigung ihres Studiums einen Heiratsantrag. Sie nahm ihn an. Kurz darauf wurde mein Vater als Missionar nach Marokko geschickt und meine Mutter ans andere Ende der Welt nach Paraguay. Zwei Jahre lang hielten sie per Brief Kontakt. Sie hatten sich für mindestens zwei Jahre verpflichtet, ledig zu bleiben und sich ausschließlich dem Missionarsdienst zu widmen. Dann heirateten sie. Irgendwann flogen sie in Marokko auf, wo sie im

Untergrund tätig gewesen waren, weil die Zeugen Jehovas dort verboten sind. Deshalb wurden sie von der Wachturm-Gesellschaft nach Gibraltar versetzt.

Und dann kam ich. Mit einem Kind ist der Missionardienst schwierig. Meine Eltern beendeten ihre Tätigkeit und wurden zu ganz normalen Zeugen Jehovas. Von Gibraltar zogen wir über Umwege nach Deutschland, wo mein Vater in Bielefeld eine Arbeitsstelle fand.

—

So kam es, dass ich als Zeuge Jehovas aufwuchs. Ob ich dabei Mitspracherecht hatte, ist Ansichtssache. Ich war mir in meiner Kindheit keiner Alternative bewusst. Wohin hätte ich denn auch sollen als Kind? Das Leben, das meine Eltern führten, das Leben, das sie für mich ausgesucht hatten, das war alles, was ich kannte. Ich hatte nicht die geringste Ahnung vom anderen Leben da draußen. Meine Güte, als der erste *Batman*-Film in die Kinos kam, dachte ich, das Logo wäre ein Mund mit verfaulten, gelben Zähnen.

Man erzählte mir, dass es außerhalb der Gemeinschaft der Zeugen Jehovas eine Welt gab, eine andere, spirituelle Welt, die man nicht sehen konnte. Diese Welt war böse und beeinflusste die echte Welt und deshalb würden beide Welten vernichtet werden. Deswegen war es besonders wichtig, sagte man mir, dass ich immer brav sei, in den Predigtdienst gehe, zu Jehova bete und ihm gefalle. Damit er bloß nicht auf den Gedanken käme, ich sei auf Satans Seite. Ich wolle Jehova doch nicht traurig machen, oder?

Das Universum der Wachturm-Gesellschaft ist schwarz-

weiß. Die Geschichte, die uns die Wachturm-Gesellschaft erzählt, ist simpel, das älteste Sujet der Welt: der ewige, epische Kampf Gut gegen Böse. Jehova gegen Satan. Superman gegen Lex Luthor. David Dunn gegen Elijah Price. Wie James Moriarty zu seinem Erzfeind Sherlock Holmes sagt: «Jedes Märchen braucht einen schönen altmodischen Schurken. Sie brauchen mich. Ohne mich sind Sie ein Nichts. Weil wir genau gleich sind, Sie und ich.»

Die Wachturm-Gesellschaft ist auf ihren Antagonisten angewiesen. Aus ihm leitet sie ihren Anspruch ab. Der größte Trick, den die Wachturm-Gesellschaft je vollbrachte, war, ihre Gefolgschaft, die Zeugen Jehovas, zu überzeugen, dass sie im Kampf gegen den Teufel Gottes Stellvertreter auf Erden sind. Auch ich bin darauf reingefallen.

Natürlich wollte ich Jehova nicht traurig machen. Ich war vier, fünf, sechs, sieben, acht Jahre alt und Jehova Gott das mächtigste Wesen im Universum. Ich hatte in der Bibel gelesen, dass Jehova ein Gott der Liebe, aber auch der Rache war. Ich wusste, was er mit den Menschen in Sodom und Gomorrah und im Gelobten Land gemacht hatte, mit den Ägyptern, mit den Babyloniern, das stand alles in meinem Kinderbibelbuch. Außerdem erinnerte ich mich gut an die Hörspielkassette, in der Gott Moses' Schwester kurzzeitig mit Lepra bestraft hatte, weil sie Widerworte gegeben hatte.

Lepra!

Wegen Widerworten!

Meine liebsten Worte!

Tagelang hatte mich diese Szene verfolgt, und wenn ich die Kassette hörte, weil ich kaum andere Hörspielkassetten hatte

außer denen, in denen man lernte, warum es wichtig war, gottgefällig zu sein, versteckte ich mich bei der Szene unter dem Wohnzimmertisch. Der Wohnzimmertisch schien mir sicher, schließlich sollte man sich bei einem Erdbeben (oder bei einem Bombenalarm, ich bin mir nicht mehr sicher, immerhin war Kalter Krieg) unter einem Tisch verstecken. Ich wollte mich nicht mit jemandem anlegen, der gleich mit Lepra nach einem warf, wenn man zu einem «Aber ...» ansetzte. Schließlich kam einem dieses blöde Wort so leicht über die Lippen. Ich dachte mir: Unter einem Tisch ist man sicher vor Lepra.

Die Alternative, Satan, war mir auch nicht recht. Satan war eine unheimliche, mehrköpfige, rote Schlange, die ich aus den Zeitschriften und Büchern der Zeugen Jehovas kannte, ein Bild, das mir bereits im frühesten Kindesalter Angst einjagte und dazu führte, dass ich nachts ohne Licht nicht schlafen konnte. Irgendwie war es eine Wahl zwischen Pest und Cholera, auch wenn man mir etwas anderes zu vermitteln suchte.

Wenn man bei den Zeugen ist, wird einem gesagt, dass man auf der guten Seite ist. Auf Gottes Seite. Man hat die Ehre, eine Figur zu sein in einem universellen Schachspiel. Gott war weiß, der Gute, Satan schwarz, der Böse. Wir die Bauern. Ich hatte schon mal ein Schachspiel gesehen. Die Bauern wurden als Erste geopfert.



Ich habe den ganzen Zirkus mitgemacht. Ich wusste, es hätte sonst «Konsequenzen» gegeben, und «Konsequenzen» wollte ich nicht riskieren. Auch wenn ich mir mit fünf, sechs Jahren noch nicht so recht darunter etwas vorstellen konnte. Ich

wusste noch nicht, dass ich in weniger als zwei Jahrzehnten alles verlieren würde, was mir lieb und teuer war. In meiner Welt damals waren Konsequenzen handfeste Tatsachen. Ich war ein Kind. Sachen wie «Ausschluss» oder «Harmagedon» waren bloß Worte. Die taten nicht weh. Harmagedon war für mich damals ein Klaps auf den Hintern.

Familienleben

Wir waren eine glückliche Familie. Vater, Mutter, Kinder. Mein Vater ging einer geregelten Beschäftigung nach, meine Mutter schmiss den Haushalt, wir zahlten pünktlich unsere Steuern. Wir wohnten in einem schönen Viertel, hatten ein gutes Verhältnis zu unseren Nachbarn, wir mähten den Rasen und trennten den Müll. Wir hielten die Flurwoche ein und halfen unserer gebrechlichen Nachbarin, wenn sie ihren Pflichten nicht nachkommen konnte. Zwei Mal im Jahr fuhren wir in den Urlaub. Wenn der Zirkus oder die Kirmes in unsere Stadt kam, gingen wir hin und aßen Zuckerwatte. Meine Mutter besuchte alle Elternabende, und nach den Sprechtagen ermunterte sie mich, respektvoller zu meinen Lehrern zu sein. Unsere Kleidung war sauber und gebügelt. Mein Bruder und ich bekamen regelmäßig Taschengeld. Wir hatten eine Tageszeitung im Abonnement, einen Fernseher und eine HiFi-Anlage. Unsere Lieblings-Fernsehsendung war die Bill Cosby Show, und an Weihnachten schauten wir uns gemeinsam das neueste Walt-Disney-Meisterwerk an. Wenn Nachbarn sagten, wie umgänglich und beispielhaft meine Familie war, wenn fremde

Menschen lobten, wie wohlherzogen wir Kinder waren, wann immer es etwas Positives gab, versäumten es meine Eltern nie, zu verraten, dass es dafür einen guten Grund gab: Wir waren Zeugen Jehovas.

Urlaub machten wir immer im Süden, bei meinem Großvater. Er wohnte in einem kleinen Haus in einer kleinen Stadt zwischen Marseille und Toulouse. Das Haus hatte einen großen Hof, in dem mein Bruder und ich spielten. Die Stadt hatte einen großen Strand, direkt am Mittelmeer, in dem wir schwammen. Es war ein prima Ort, um Urlaub zu machen.

Im Garten meines Großvaters wuchsen die größten und saftigsten Tomaten, die ich gegessen habe. Vor dem Haus stand ein riesiger Kastanienbaum, unter dem wir speisten. Wenn wir nicht am Strand waren, verbrachten wir die Tage im Schatten des Baumes, lesend, oder im Haus, vor dem Fernseher, weil in ihm gerade Tour de France lief. Das Haus stand den Rest des Jahres über leer; mein Großvater lebte mit seinem Schäferhund aus irgendeinem Grund in einer kleinen Hütte neben der Garage.

Mein Großvater war kein sympathischer Mensch. Ich sprach kaum Französisch, er sprach kaum ein Wort Englisch. Dabei hätte ich so viele Fragen gehabt. Er war Seemann gewesen, ein echter Seemann. Die Seefahrt faszinierte mich, und ich war direkt an der Quelle. Aber sie ließ mich am langen Arm verhungern. Er gab sich keine besondere Mühe, seine Enkelkinder kennenzulernen. Bis zu seinem Tode brachte er es nicht einmal fertig, meinen Vornamen richtig auszusprechen.